

Rosinenklauber

© Bastian Fähnrich 2011



Geleitworte

Bei „Rosinenklauber“ handelt es sich um eine Kurzgeschichte zu Weihnachten 2011. Die Handlung der Erzählung ist frei erfunden, beruht in Teilen jedoch auf einer wahren Begebenheit. Ähnlichkeiten mit Personen und Orten sind nicht gewollt, selbst wenn sie in der Wirklichkeit vorkommen sollten. Das Titelbild stellt ein Stück Christstollen mit Rosinen auf dem Tellerrand dar.

*

Diese Geschichte ist für diejenigen kleinen und großen Menschen bestimmt, welche in der Weihnachtszeit gerne Christstollen – der Legende nach ein Symbol für das in Windeln gewickelte und in der Krippe liegende Jesuskind – verspeisen und dabei nicht wählerisch sind bezüglich Rosinen im fertig gebackenen und reichlich mit Puderzucker bestreutem Laib – es sei denn, sie haben eine Lebensmittelallergie...

„Alle erhielten einen Rosinenkuchen.“ (1. Chronik 13,6)

*

Desweiteren ist diese Erzählung allen Kindern und Erwachsenen gewidmet, denen man die Freude am Singen und Musizieren nicht nehmen kann, auch wenn sie nicht immer so genau die Tonhöhe treffen oder Melodie erklingen lassen können.

*„Jauchzet, frohlocket, auf, preiset die Tage,
Rühmet, was heute der Höchste getan!
Lasset das Zagen, verbannet die Klage,
Stimmet voll Jauchzen und Fröhlichkeit an!
Dienet dem Höchsten mit herrlichen Chören,
Lasst uns den Namen des Herrschers verehren!“*

(Weihnachtsoratorium, Erster Teil, Chor, von Johann Sebastian Bach)

Es könnte so schön sein. Und so wohl und voll und unbeschwert klingen. Aber es soll nicht sein. Nein, es soll nicht sein. Schon bei der ersten Strophe der Hauptprobe kommt es zur Katastrophe. Das Orchester ist ja eingespielt, aber der Knabenchor singt völlig daneben: er folgt mir weder im Rhythmus noch Takt. Diese Bengel schaffen es einfach nicht, ihre Stimmen zu halten, mit richtigem Einsatz zu singen, dem „*Jauchzet, frohlocket*“ den nötigen Schwung zu geben. Nichts, gar nichts wird es dieses Jahr werden mit dem „*Dienet dem Höchsten mit herrlichen Chören*“. Das Bachsche *Weihnachtsoratorium* wird den Bach runtergehen, im wahrsten Sinne des Wortes. Draußen regnet es in Strömen, das passt ebenfalls zum Klangbild dieser Jungenschar. Da kommen einem die Tränen, man möchte mit beitragen zu diesem Regenfluss. Ich möchte raus an die frische Luft, den Dirigentenstock einfach in die Ecke werfen. Schluss. Fertig. Aus. Sollen doch die Leute am ersten Weihnachtstag zuhause bleiben und Lieder vorm Christbaum singen, anstatt in der Landesfesthalle eine schallende Ohrfeige der musikalischen Art zu erhalten. Aber nein. Pause. Machen wir eine Pause. Das ist seit jeher das erste und letzte Hilfsmittel eines Dirigenten.

Ich mache eine Handbewegung, und schon verstummt ein jeder Knabe dieser unsäglichen Runde. Wenigstens das klappt noch. Mein Blick streift durch ihre Reihen, und ich schaue sie an, nehme mir jeden einzeln vor, als ob ich ihnen den Ernst der Lage persönlich vor Augen führen wollte. Ich will sie erinnern an das Prinzip „Strenges Üben“, das ich ihnen über Monate hinweg anschaulich und praktisch erklärt habe, und welches sie nun in der Weihnachtszeit jedoch allesamt vergessen zu haben scheinen. Das Orchester aber tut mir leid, es kann ja nichts für den Missklang des Chors, das undisziplinierte Gesingsel dieser – ja, was soll ich anders sagen – dieser Kunstbanausen. Das Orchester ist inzwischen bereits im Pausenraum. Jetzt steige ich vom Pult, und das heißt, dass nun auch der Chor seinen Abtritt hat. Sie folgen mir mit hängenden Köpfen. So viel Anstand haben sie also noch. Jetzt muss es halt eine Stärkung geben für diese Burschen. Die Konzertleitung hat mir heute vor der Hauptprobe zu verstehen gegeben, dass es Teepunsch geben solle. Bei passender Gelegenheit. Nun war sie da. Aber verdient hatten sie es nicht. Beileibe nicht.

Wie dem auch sei, ich muss selber zur Ruhe kommen, klare Gedanken fassen, mir ruhig überlegen, wie ich diesen Knabenchor zum Wohlklang dirigieren kann. Wo ist meine Erfahrung geblieben? Meine Geduld und Selbstdisziplin? Der bestimmende, aber zugleich freundliche Chorleiter? Na, das steht jetzt nicht zur Diskussion. Es gibt in der Musik eben Noten und Tonlagen nach denen man singen muss. Die Interpretation eines Musikstücks ist gewiss eine andere Sache, aber auch diesbezüglich werde ich diese Sängerburschen mit meinem Stock noch recht leiten. Wer nicht hören will, muss fühlen. Doch am Ende werde ich der Leidtragende sein und mich verantworten müssen vor den

Kindern und der Öffentlichkeit. Wenn ich allzu fordernd vorgehen sollte, werden die Buben womöglich die Lust am Singen verlieren. Falls sich der Chor jedoch bis übermorgen nicht bessern lässt, wird das Oratorium für die Sängerschar zur Tortur werden. Die Zuhörer beim Konzert werden nach der Aufführung zwar klatschen, denn sie bemerken höchst selten falsche Intonationen oder Einsätze, und die meisten Menschen verstehen sowieso nichts von Musik. Die Kritiker werden auch klatschen, aber auf ihre eigene Weise: sie werden in der Presse klatschen. Ja, die Presse wird mich in die Mangel nehmen, mir alle Führungsqualitäten absprechen, mich kleinlaut reden vom Auf- bis zum Schlusstakt. Und die Kinder? Die werden sie natürlich in Schutz nehmen. Ich höre es schon: Der gestrenge Dirigent hätte der Knaben Stimmbänder überstrapaziert und ihnen durch zu schwierige Passagen den Atem verschlagen.

Was ich mir auch überlege, es hilft nichts. Meine Fähigkeiten stoßen an ihre Grenzen. Ich komme mit mir selber nicht zu Rand, weiß nicht mehr aus noch ein. Ich setze mich alleine an einen der langen Tische. Keiner wagt es, in der Nähe Platz zu nehmen. Es herrscht beinahe völlige Stille im Pausenraum. Jeder schweigt peinlich berührt vor sich hin. Aber dann kommt etwas Leben in die Anwesenden. An der Theke wird dampfender Teepunsch aufgefahren und irgendein Gebäck dazu gereicht. Zur Stärkung eben, und alles bestimmt passend zur Weihnachtszeit. Die Kinder stellen sich in einer Reihe auf, dann die Erwachsenen. Jeder greift nach einer Tasse und platziert ein Gebäckstück auf seinem Teller. Stimmengewirr erhebt sich allmählich und nimmt hörbar zu, als sich jeder wieder mit den jeweiligen Tischnachbarn auf seinen Platz begibt und zu essen und trinken beginnt. Eigentlich könnte ich auch einen Schluck Teepunsch vertragen. Doch als ich aufstehen will, kommt einer der Buben geradewegs auf mich zu. Es ist Johannes Wunderlich, ein sechsjähriger Knirps, der eigentlich eine ganz gute Stimme hat. Ob er wohl verwandt ist mit dem berühmten Tenor Fritz Wunderlich?

Johannes balanciert zwei Tassen und Teller vor sich her. Jetzt stößt er an einen Stuhl, und der Teepunsch schwappt etwas über. Oh je, denke ich, und schaue niedergeschlagen in Richtung Theke. Von dort winkt mir nun aber die Küchengehilfin aufmunternd zu, eine ältere Frau, die seit jeher zur Versorgung des Chors und Orchesters beiträgt. Ich bin noch in Gedanken, da schiebt sich plötzlich eine Tasse vor mich über den Tisch und zieht eine Spur klebrig nassen Teepunsch nach sich vom Platz gegenüber. Dieser Wunderlich also. Hat der doch an mich gedacht. Ich überwinde mich, blicke auf und nicke ihm zu. Er setzt sich. Und reicht mir eine Serviette, und dann einen Teller. Aber, ach du guter Gott! Was ist da auf meinem Teller? Nein, nein, nein. Christstollen. Mit Rosinen. Die kann ich absolut nicht ausstehen. Rosinen habe ich schon in meiner Kindheit verabscheut. Was mache ich denn nun? Ich hätte Lust, das Weihnachtsbrot mit der Puderzuckerkruste und den getrockneten Weinbeeren einfach

stehen und liegen zu lassen. Doch ich lasse mir Zeit, sitze ohne eine Bemerkung da. Dieser Junge ist schon mutig. Bringt mir einfach einen Christstollen und einen Teepunsch. Auch er sitzt still da. Gelegentlich schaut er etwas verlegen zur Seite, weicht meinem Blick aus. Aber dann schaut er mir wieder voll ins Gesicht mit lebhaft funkelnden Augen. Es scheint, als ob die anderen von uns Notiz nehmen – irgendwie ist es ruhiger geworden. Was soll's! Ich nippe an meiner Tasse Teepunsch.

Mein Blick ruht auf meinem Stück Christstollen. Die Sekunden verstreichen. Erst eine, dann zwei, dann drei, dann vier, dann fünf... Ich sehe auf, und glaube meinen Augen nicht zu trauen. Das ist doch nicht zu fassen. Doch da irre ich mich. Der kleine Bengel, dieser Johannes, bohrt seine Fingerchen in den Christstollen auf seinem Teller. Und klaubt eine Rosine nach der anderen heraus. Dann legt er sie jeweils fein säuberlich auf den Tellerrand. So was Unerhörtes! Soll ich meine Stimme erheben? Ein bekanntes Lied meiner Kindheit liegt auf meinen Lippen. Ich möchte frei heraus sagen: *„Das gehört sich doch nicht! – Was auf den Teller kommt, wird gegessen!“* So habe ich das jedenfalls gelernt, doch dieser altbackene Spruch scheint den heutigen Kindern nicht mehr geläufig zu sein. Na, vielleicht sollte ich eher auf meinen eigenen Teller schauen. Wie gerne würde auch ich die Rosinen beiseite legen und dann dezent die Serviette drauf drapieren, um schließlich alles unbemerkt in den Papierkorb wandern zu lassen.

Doch gerade ich als Chorleiter muss unserem Nachwuchs Vorbild oder vielmehr Wohlklang sein. Deswegen sind wir ja jetzt hier im Pausenraum. Um uns auf das Wesentliche zu besinnen. Die Harmonie insgesamt muss stimmen. Ich selbst kann nicht in einer anderen Stimmlage dirigieren, als es unsere kleinen Sänger singen sollen. Und ich kann nicht andere Noten als die vom Komponisten vorgegebenen zur Vertonung bringen. Wo würde das hinführen, wenn jeder bloß seiner eigenen Stimme zum Ausdruck verhelfen würde, ohne sich mit anderen abzustimmen? Aber heute ist doch sowieso alles egal. Da kann ich mich doch auch einmal im Ton vergreifen und zur allgemeinen Disharmonie beitragen. Ich schaue kurz nach links und rechts, und sogleich wenden sich einige auf mich gerichtete Blicke verlegen und möglichst unauffällig ab. Ich muss mir ein Lächeln verkneifen, als ich die erste Rosine aus meinem Christstollen herausklaube und auf meinem Tellerrand platziere. Dieses Mal muss ich nicht diese scheußlichen Trockenfrüchte essen. Dieses Mal nicht. Ich mache es einfach diesem Johannes nach. Der hat inzwischen so ungefähr ein Dutzend Rosinen aussortiert.

Und dies ermuntert wiederum auch mich. Eine Rosine nach der anderen kommt auf den Tellerrand – es ist schon verwunderlich, wie viele dieser Dinger in so einem Christstollen stecken. Ich schaue wieder zu meinem Nachbarn. Der verspeist jetzt das

der Rosinen entledigte Hefebrot, und hat ein paar Krümel in seinen Mundwinkeln. Wie das bei Kindern eben so ist. Ich lächele ihn etwas an. Bin ja auch kein Unmensch, und in gewisser Art und Weise sind wir ja auf ein und derselben Tonleiter angelangt. Er nickt. Und nimmt das nächste und letzte Stück zu sich. Schließlich wischt er sich den Mund mit dem Hemdsärmel ab und lehnt sich zufrieden in seinem Stuhl zurück. Seine Augen streifen den Tellerrand mit den Rosinen. Nun lächelt er auch mich an, und sagt in einem heiteren, aber bestimmten Ton: „*Das Beste kommt immer zum Schluss, nicht wahr!?*“ Und kaum hat er diesen Satz vollendet, schiebt er sich auch schon eine dieser Rosinen vom Tellerrand genüsslich in den Mund. Ich bin überzeugt, dass ich ein leichtes Schmatzen hören kann. Aber das kümmert mich nicht. Bevor ich mich versee, erwidere ich mit festem Ausdruck: „*Ja, das stimmt!*“, und reiche diesem Burschen mit einer unmissverständlich freundlichen Geste meine Rosinen.

Nun muss ich einfach lachen. Es kommt von innen heraus, vom Bauch, der Tiefe unser menschlichen Stimme. Mein Lachen nimmt zu, und schallt jetzt durch den Pausenraum. Das lenkt die Aufmerksamkeit der anderen auf mich, auf uns. Sie scheinen zu begreifen oder irgendwie zu ahnen, was vor sich geht. Alle Angespanntheit fällt ab, die Unstimmigkeit löst sich mit einem Mal. Ein Aufatmen und Raunen geht durch die Reihen. Dann klatscht irgendwo jemand in die Hände, und die anderen stimmen langsam ein, bis letztlich auch ich und mein Gegenüber mit klatschen. Jetzt ist es an der Zeit. Ich erhebe mich und lasse den Teller mit dem Rest des Christstollens liegen. Ich werde ihn nachher essen, die Hauptprobe hat ja erst angefangen. Meine Handbewegung reicht auch diesmal aus. Alle folgen sie mir, die Jungen- und Erwachsenen-schar, mit erhobenen Köpfen, wie ich mir denken kann. Aber diesem Johannes klopfe ich sanft auf die Schulter und geleite ihn vor mir her. Nun setzt sich das Orchester, und der Knabenchor steigt auf die Bühne. Jeder nimmt seinen Platz ein. Ich begeben mich ans Pult und will schon den Taktstock schwingen. Aber ohne Worte geht es wohl nicht, und ich sage laut und vernehmbar: „*Meine lieben Chorsänger und mein hoch geschätztes Orchester: Unser Weihnachtsoratorium wird schön werden. Und es wird wohl und voll und leicht klingen. Es wird schon werden, packen wir's an! Um es mit der ersten Strophe zu sagen: Lasset das Zagen, verbannet die Klage, Stimmet voll Jauchzen und Fröhlichkeit an!*“